

(Nachdruck verboten.)

83] Um die Freiheit.

Geschichtlicher Roman aus dem deutschen Bauernkriege 1525
Von Robert Schweißel.

Er war nicht abergläubisch; dennoch dünkte ihn der Traum ein gutes Anzeichen. Es kam dazu, daß die Würzburger sich allem Anscheine nach tapfer hielten, sonst hätten sie seinen Rath ja befolgt, und er schöpfte daraus die Hoffnung, daß sie sich behaupten würden, bis der lange Dienhart mit dem Entsatz erschien. Das dürfte jeden Augenblick sich ereignen. So schied er denn nach dem Frühstück in gehobener Stimmung von den Seinigen, um auch noch die nördlichst an der Wern gelegenen Walddörfer zu organisiren. Ueberall hatte er die Bauern zum Kampf entschlossen gefunden. Frau Barbara trat mit dem Kinde auf dem Arme auf den Balkon und sah ihm nach, bis ihn der Wald aufnahm, dessen höchstes laubumlocktes Haupt sonnig aus dem Blättermeer sich erhob. Seine ungewöhnlich heitere Stimmung hatte auch ihr sich mitgetheilt und die Nachwirkung eines bösen Traumes zerstreut, aus dem sie sein Morgenkuß geweckt hatte. Sie hatte geträumt, daß er und sie mit dem Kinde von Feinden umstellt waren, so daß ein Entrinnen unmöglich war; da hatte er sein Schwert gezogen, um erst sie, dann den Kleinen und zuletzt sich selbst zu erstechen. Schon hatte sie die funkelnde Schwertschneide auf ihr Herz gerichtet gesehen, da war sie von seinem Kusse erwacht. Sie hatte ihm den Traum nicht erzählt.

Etwas eine Stunde später kam ihr Bruder zu ihr auf die Stube und fragte nach Florian. Als er hörte, daß derselbe in den Gramschager Wald gegangen sei, machte er: „Hm! Hm! Er hätte nicht gehen sollen — wenigstens nicht allein!“

„Warum denn nicht?“ fragte seine Schwester verwundert. „Weil mir zu Ohren gekommen ist, daß seit gestern Nachmittag allerlei Gesindel in der Gegend aufgetaucht ist, auch im Dorf Nimpar. Nun, Dein Mann ist ja immer gut bewaffnet.“

Damit entfernte er sich wieder, die Schwester in Unruhe zurücklassend. Nach kurzem Besinnen ließ sie durch die Wärterin Wendel zu sich bescheiden. Sie wollte ihn ihrem Gatten zu dessen Schutz nachschicken.

„Wendel,“ redete sie ihn an, sobald er kam, „hast Du auch davon gehört, daß sich in Dorf und der Umgegend seit gestern allerlei Gesindel hat blicken lassen?“

Er schüttelte seinen ergrauten Kopf. „Von Gesindel ist mir nichts bekannt, Herrin. Ich war just im Dorf. Es ist in dieser Nacht der Reitersbub von dem Ritter Hans von Grumbach dagesessen und zwischen Tag und Thau wieder fortgeritten. Der soll erzählt haben, daß Würzburg über ist.“

Frau Barbara schrie erschreckt auf. „Seit gestern Morgen. Ja, hat der Junker Wilhelm der gnädigen Frau denn davon nichts erzählt? Weil ich wußte, daß auch aus dem Dorfe etliche sind in Würzburg gewesen, so hab' ich dort erfragen wollen, ob's auch wirklich an dem ist.“

„Und es ist wirklich wahr?“ fragte Frau Barbara in der schrecklichsten Erwartung.

„Leider ja, Ew. Gnaden,“ bestätigte Wendel mit einem traurigen Kopfnicken. „Und es ist über alle Maßen grausig gewesen. Wer mit den Aufrührer mit dem Tod hat büßen müssen, solche sind aus der Stadt gewiesen worden. Weiße Stäbe haben sie halten müssen. Das hat ein Zeichen des Friedens sein sollen. Vor der Stadt ist aber das Fußvolk raubgierig und blutdürstig über sie gefallen, hat ihnen ihre Hab und die Kleider vom Leib gerissen und sie mißhandelt, so daß ihrer nit viel mit dem Leben davon gekommen sind. Dies haben sie mir in Nimpar erzählt, waren auch gar übel zugerichtet worden.“

Frau Barbara hatte für seinen weiteren Bericht kein Ohr gehabt. Daß Würzburg in der Gewalt des Truchseß war, bohrte und wühlte in ihrem Herzen. Sie begriff nicht, warum ihr Bruder ihr davon nichts gesagt hatte. Hatte er sie schonen wollen? Zartgefühl gehörte jedoch nicht zu seinen Eigenschaften, wie sie ihn kannte. Aber Florian mußte es ungefümt erfahren, damit er seine Zeit nicht unnütz verlor. Sie bat Wendel, ihm nachzugehen, um ihn von der Einnahme Würzburgs zu benachrichtigen. Er

würde ihn in den Dörfern an der Wern finden, und sie beschrieb ihm den Weg durch den Gramschager Wald so gut sie vermochte. Er möchte sich ein Pferd geben lassen; vielleicht holte er ihn noch vorher ein. In die Gefahr, auf die ihr Bruder gedeutet hatte, glaubte sie nicht mehr.

Wendel versprach ihr zu eilen. Sie ging auf den Balkon, um ihn fortzitreten zu sehen. Es dünkte ihre Ungeduld eine Ewigkeit, bis sie ihn die Burg verlassen und den Weg nach dem Walde einschlagen sah. Und wenn Florian nun erfuhr, daß alles verloren war, daß er umsonst gekämpft, umsonst das Lebensglück der Seinigen geopfert hatte! Sie preßte die Hände gegen ihre Schläfen, in denen das Blut dumpf pochte, auf das Herz, das ihr zu zerspringen drohte. Ruhe- und rastlos ging sie in der Stube auf und ab, und schaute wieder und wieder durch die Fenster und vom Balkon, ob er noch nicht käme. Und wenn er nun wiederkam, welch ein Wiedersehen, nachdem er in der Frühe so ahnungslos, so heiter, zuversichtlich von ihr Abschied genommen hatte! Die Wärterin brachte ihr das Kind, das nach der Mutter verlangte. Sie nahm es, aber sie vermochte nicht wie sonst es zu hätscheln, mit ihm zu tändeln und zu kosen. Es begann zu weinen und sie konnte es nicht mit ihrer Zärtlichkeit still machen wie sonst. Sie gab es der Wärterin zurück und hieß sie mit ihm in den Garten gehen. Ihre Gedanken aber knüpften an das Kind an, was sollte jetzt aus seinem Vater, was aus ihnen werden? Sie versuchte es sich vorzustellen; es gelang nicht. Es war alles dunkel und verworren außer ihr, in ihr, und sie saß und starrte auf einen Fleck. Und Florian kam nicht! Stunden verrannen auf solche Weise. Barbara wußte nicht, wie viele. Ein dumpfes Gewirr von Stimmen schlug an ihr Ohr. Sie hob lauschend den Kopf und eilte auf den Balkon. Aber sie sah nichts weiterals einen Haufen Menschen, der in das innere Burgthor drängte. Als sie in die Stube zurücktrat, vernahm sie, wie in der Burg Thüren geräuschvoll zugeschlagen wurden, und ein Laufen auf den Gängen und Stiegen.

Sie öffnete ihre Stubenthür und jetzt stieg von unten dasselbe Stimmengewirr herauf, das sie vorher gehört hatte. Wie ein Pfeil flog sie die Wendeltreppe hinunter. Die große Halle im Erdgeschoß war voll Menschen. Bauern, männliches und weibliches Burggesinde. Das Murren und Summen verstummte bei Barbara's Erscheinen. Man wich schau bei Seite und sie erblickte auf einer Trage ausgestreckt, wachsblassen Angesichts ihren Gatten. Mit einem markerschütternden Schrei warf sie sich über ihn. Er war todt.

Er war meuchlings erschossen, die Kugel des Mörders war ihm durch den Rücken in das Herz gedrungen. Ein Waldbvogt hatte ihn auf seiner Streife am Fuße jenes Berges gefunden, den die Sonne am Morgen zuerst begrüßt und dem sie am Abend ihren letzten Kuß zuhaucht. Die Leiche hatte zum Theil in einem Sumpf gelegen. Blutspuren verriethen, daß sie von der Mordstelle dorthin geschleppt worden, der Meuchelmörder aber, aus Furcht selbst zu versinken, den Todten dann hingeworfen hatte. Darauf deuteten die tiefeingedrücktten Fußspuren am Rande des Sumpfes. Weitere Spuren von dem Thäter waren nicht aufzufinden gewesen. So berichtete der Waldbvogt dem Junker Wilhelm. Seine Schwester erfuhr alles erst später.

„Man muß genauer nachforschen, ich werde selbst hinkommen,“ sagte Wilhelm von Grumbach laut. „Kein Zweifel, der Thäter ist unter dem Gesindel zu suchen, das seit gestern in der Gegend umherstrolcht.“

„Mit Verlaub, gnädiger Herr,“ widersprach Wendel, „das kann nit sein, ansonst würd' die Leich' ausgeraubt sein. Das hat ein böser Bub' gethan.“ Er hatte sich auf seinem Ginritte im Walde verirrt, und der Unterförster, auf den er gestoßen, ihn auf den rechten Weg führen wollen, so waren sie beide an die Unglücksstelle gekommen.

Wilhelm von Grumbach begnügte sich, stumm mit den Schultern zu zucken und trat dann zu seiner Schwester, die bei Wendel's letzten Worten den Kopf erhoben hatte und sich verstört umschaute. Der Junker zuckte unwillkürlich bei diesem Blick aus ihren trockenen, heißen Augen. „Gott wird den Mord nicht ungerochen lassen,“ sagte er. „Fasse Dich, arme Schwester; überlasse mir die Sorge für den Todten!“ Und da

sie fortfuhr, ihn anzustarren, setzte er leise hinzu: „Bedenke, daß dieser beklagenswerthe Tod ihn vor dem schimpflicheren durch den Henker und Dich und uns alle vor der Schande bewahrt.“

Da schrie sie wie wahnsinnig auf: „Ein böser Bub' hat's gethan. Hast Du's gehört?“ und ihr Kopf fiel schwer auf die Brust des geliebten Todten.

Der Schrei ward von keinem wieder vergessen, der ihn hörte, und die Worte trugen den Keim eines Verdachts in sich, der wuchs und wuchs und den Namen Wilhelm v. Grumbach's brandmarkte. Der Berg im Gramschager Walde aber, an dessen Fuß die Leiche des reinsten und edelsten Freiheitshelden jener Tage gefunden wurde, erhielt von dem Volke, für das er kämpfte und starb, den Namen der Seyersberg.

Neuntes Kapitel.

Es war am Morgen des 28. Juni, als der Wächter von dem Rathhausthurm den Schredensruf erschallen ließ: „Sie kommen!“ Im Nu waren die Gassen von Rothenburg wie ausgestorben, alle Krambuden, Läden und Hausthüren geschlossen. Denn derjenige, welcher kam, war der Markgraf Kasimir von Brandenburg. Der Truchseß war mit seiner Macht zum Rhein abberufen, wo die Revolution frisch aufloderte, nachdem er im Bisthum Würzburg schrecklich mit Schwert und Feuer gehaust hatte. Der Markgraf und der Erbmarschall Joachim von Pappenheim waren von ihm beauftragt worden, an seiner Statt das Strafgericht an Rothenburg zu vollziehen. Da hatte selbst den Herren vom Inneren Rathe das Herz gebebt, und sie hatten eiligst Konrad Eberhard, Hieronymus Hassel und noch einige von den Geschlechtern dem Markgrafen entgegen geschickt, der von Bamberg heranzog, wo er, wie auch in den eigenen Landen, gleich dem Truchseß gewüthet hatte. Dem Bischof von Bamberg war damit nicht genügt und der Kirchenfürst fuhr noch fort, auf eigene Faust mit dem Henker Umzug im Bisthum zu halten. Der Markgraf hatte die Abgesandten nicht empfangen, sondern seinen Marsch auf Rothenburg fortgesetzt und sie erst nach mehreren Tagen in Burg-Bernheim beschieden, daß er mit seinem gesammten Kriegsvolk sein Lager in Rothenburg nehmen und den Einzug sich erzwingen werde, wenn man ihm denselben verweigere. Sein Geheimschreiber Anton Graber hatte sie geflissentlich die Vollmacht des Truchseß lesen lassen, welche den Markgrafen und Joachim von Pappenheim beauftragte, das Gebiet Rothenburgs „mit der That zu beschädigen, mit Todtschlag, namentlich Brand und Plünderung, dazu in all andre Weg sie nach Gelegenheit der Sachen und eines jeden Verschuldung zu strafen“. Dennoch fehlte es in Rothenburg nicht ganz an solchen, die dem Markgrafen als Retter entgegenharrten.

Frau Margarethe von Wenzingen und die Ihrigen erhofften von ihm die Befreiung des Gatten und Vaters. Max Eberhard war, sobald er dessen Gefangennahme erfahren, zu den Angehörigen des Ritters geeilt, um sie mit Rath und That zu unterstützen. Er sank ihm von Thränen erschöpft an die Brust, die Mutter war wunderbar gefaßt. Die Wetterwolke, die drohend über ihrem Haupt gehangen, seitdem sie mit ihrem Gatten wieder vereinigt war, hatte den Blitz entbunden, furchtbar war er niedergefahren, aber er hatte allem ungewissen Bangen ein Ende gemacht. Ihr blondes Haar war unter der Folterqual durch unbestimmte Schredensbilder völlig ergraut. Jetzt kannte sie das Schreckliche, das ihrem Gatten bevorstand, und sie raffte sich zur That auf. „Seine Feinde wollen ihn tödten, und sie sind seine Ankläger und Richter zugleich, da kann nur ein Mächtigerer helfen!“ So sprach sie in thränenlos bitterem Schmerz zu Max und er mußte ihr beipflichten. Denn hätte er es nicht bereits aus der Geschichte gewußt, so lehrte es ihn die Gegenwart, daß es im Bürgerkriege keine Gerechtigkeit giebt, sondern nur der Wahrspruch gilt: „Wehe den Besiegten!“

(Fortsetzung folgt.)

Theodor Fontane.

Eine Frohnatur ist mit Theodor Fontane dahingegangen. Eine Frohnatur nicht etwa im Sinne deutscher, genügsamer Stillbergnüchlichkeit, obwohl die dem dahingegangenen Dichter nicht fremd war. Fontane's Wesen wehrte gewiß auch melancholische Reize nicht ab und begriff leidenschaftliche Tumulte. Aber zum Schluß drang eine Art von tapferer Heiterkeit durch. Sie erinnert an das, was man unter gallischer Freude, unter gallisch-unverwüthlicher Lebenslust ver-

steht, mit der es freilich gegenwärtig übel bestellt ist. Vielleicht ist sie ein Erbtheil bei Fontane, der von französischen Refugeés abstammt. Auf dem Neu-Müppinger Boden selbst, wo der Dichter 1819 geboren wurde, findet sie sich nicht allzu häufig vor.

Diese Form der inneren, zuversichtlichen Heiterkeit war es, die es erst möglich machte, daß Fontane, der „Alte“ der jungen, anfangs revoltirenden Literatur ein freundlicher Begleiter wurde. Ein Mahner, ein Rathgeber, ein Bahnweiser wollte Fontane nicht sein. Auch dazu fehlte ihm der Sinn für Feierlichkeit, der allem Lehrhaften Thun gerne beigemischt wird. Aber es wohnte keine Altersverbitterung in ihm. In nichts erinnerte er an Jbsen's Baumeister Solneh, den die Furcht vor der nachdrängenden Jugend plagt. Er polterte nicht hinter den Neuen her, noch war er bemüht, es ihnen an Schneid gleich zu thun und sich als Stürmer zu geberden. Dazu war in ihm das Maßhalten in allen Dingen und die wirklich französische Furcht, lächerlich zu werden, zu sehr lebendig.

Der Verdende wird immer dankbar sein, heißt es bei Goethe, und das werdende Geschlecht sah eben mit liebevollem Dank zum alten Fontane empor, der ihm als Ausnahme erscheinen mußte, — inmitten all' der Verachtung, all' der Angriffe, denen vor einem Jahrzehnt die literarische Jugend ausgehezt war? So vergah man denn, daß Fontane's ganze Geistesrichtung von anderen Ideen ausgegangen war, als denen, die die Gegenwart zum größten Theil bewegen; man freute sich am milden, reifen Realismus seiner Alterswerke, an der schlichten, klar anschaulichen Wahrheits-schilderung; und Wahrheit war ja damals der allgemeine Schrei der Sehnsucht.

Es wurde dann der Siebzigjährige als Freund und Genosse gleichsam gefeiert. Es war das letzte wirkliche Schriftstellerfest in Berlin und hatte mit den üblichen Gratulationen - Jubiläen wenig gemein. Von der mitfeiernden Jugend fiel ein Glanz auf das Fest. Wenn die Alten noch jung zu werden vermögen, hieß es, was kann uns die Welt anhaben? Und das Merkwürdige geschah, daß ein Stüd von dem hoffnungsvollen Enthusiasmus jener Tage auf einen preussischen Minister, den damaligen Kultusminister Gohler fiel. Auch er besang hochgestimmt das Recht der literarischen Jugend. Der Schreiber dieser Zeilen, der heute über seine damalige Naivität lächelt, hatte seinem Gedächtniß die Tischrede Gohler's Wort für Wort eingeprägt und sie wie ein wichtiges Dokument betrachtet. Es sind inzwischen andere Tischreden preussischer Minister von künstlerischer und wissenschaftlicher Freiheit erklingen, und es war nichts damit, wie mit dem Toast Gohler's.

Ueber Fontane's Schriftstellerei selber sind viel Schlagworte gemünzt worden. Sie treffen und umschreiben das Wesen dieses beweglichen Geistes nicht. Man hat ihn den Dichter der Mark und des Preußenthums genannt und dabei hat man sich doch vielfach nur an das Stoffgebiet, das er beackerte, gehalten. Seiner Künstlerschaft nach war Fontane nicht „preussisch“, wenn man schon auf diesen Schlagwörtern herumreiten will, die stets lediglich eine halbe Wahrheit bedeuten. Ihn zeichnet die straffe, martige, aber zur Sprödigkeit neigende Furcht nicht aus. Er ist vielmehr sehr sensibel und fein empfänglich für wandelbare Eindrücke jeder Art. Er besenert nicht, aber er erwärmt. Scharf-lautiges liebt er zu mildern, wie es dem heiteren Grundklang seiner Seele am besten entsprach. Er war ferner eins jener Blandtalente, die auf schwerem deutschen Boden selten wachsen. Gefällig, ohne leicht zu werden; ironisch, ohne Bitterkeit.

Fontane's äufere Leben verlief, wie seine Dichtung, ohne stürmische Erregungen. Sein Vater, dem er ein Denkmal in seinen Jugendmemoiren setzt, war Apotheker. Er muß eine originelle Gestalt gewesen sein. Die Engländer würden ihn mit seinem Namen Schrüllen und genialischen Wunderlichkeiten einen Humoristen nennen. Apotheker sollte auch Theodor werden. Er hielt auch tapfer und pflichttreu aus, bis er als mambbarer Jüngling in Berlin sich völlig dem literarischen Beruf widmete. Den elementaren Drang des echten, starken Genies kannte das feinsinnige Talent Fontane's nicht; andererseits war es zu gesund, um sich in kramphastigen Anstrengungen der Scheingenuß zu gefallen; und so schuf Fontane denn die längste Zeit im Dienst des Journalismus. Seine politischen Instinkte waren niemals stark. Auch als er lange Jahre hindurch an der „Kreuz-Zeitung“ thätig war, hätte man ihn sicher nicht mit einem „Kreuz-Zeitungs-Mann“ verwechselt, dazu war er doch zu wenig im Vorurtheil befangen und menschlich zu milde. So wurde seine preussisch-patriotische Grundgesinnung nie aufdringlich. Dazu kam ein Aufenthalt in England, der den Blick des „Stodpreußen“ weiter und freier machen mußte. Die Mark hatte Fontane, wie ein Poet, durchwandert und ihre landschaftlichen Heimlichkeiten mit liebevollem Dichterauge aufgesüßert. Hier wurde er mit alter Geschichte vertraut, hier entstanden die Anregungen zu seinen frischesten Balladen. Sie sind, wenn man will, aus altpreussischem Geist geboren und sie haben sicherlich mit unserer modernen Welt nichts zu schaffen. Aber wie unterscheiden sie sich in ihren Humoren, in der schlichten Kraft ihrer Sprache so weit von irgend einem Wildenruch'schen Geschmetter! Die Gabe, anschaulich und interessant zu schildern, kam Fontane's Kriegsberichten 1866 und 1870 sehr zu paß. In Frankreich wurde Fontane auch „Kriegsgefangener“. Man behandelte den „Zeitungsschreiber“ wie einen höheren Offizier. Er imponirte schon durch sein äußeres Gebahren, ohne imponiren zu wollen. So war's auch mit seiner äußeren Erscheinung in den letzten Jahren. Wer ihn im Theater sah, oder im Thiergarten ihm begegnete,

mochte sich manchmal denken: Es ist eine altfränkische Erscheinung. Aber man mochte nicht lächeln über sie.

Im französischen Krieg war Fontane für die „Vossische Zeitung“ thätig und in dieselbe Zeitung trat er dann auch als Theaterkritiker ein. Er blieb durchaus individuell in der Kritik, individuell bis zum Bizarren, wenn's sein sollte. Freilich hatte er den modischen Wahnsinn ekelregender Novitätenhege nicht durchzumachen. Da er ein überlegener Kopf war, so konnte er natürlich nicht in der theatralischen Fachege bleiben und nicht, wie die Rezensenten niedersten Schlages über gleichgültige Komödianten die gleichgültigsten Zensuren verhängen. Dafür wurde er von den Dressurmenschen, die sich gegen jeden Eigenton empören, als „Theater-Fremdling“ bespöttelt. Das war eine Anspielung auf seine Chiffre Th. F.

In seinem späten Alter erst fand er Muße, das Beste zu produzieren, was er als Erzähler zu sagen hatte. Von seinen früheren Vorbildern sagte er sich gänzlich los und in lebendige Gegenwart setzte er um, was er mit klugem, sicherem Auge betrachtet hatte. Er wurde nicht der Schöpfer des Berliner Romans, wie ein thörichtes Zeitungswort es ausposaunt. Seine Erzählungen haben mit einer Schulgattung überhaupt nichts zu schaffen. Auch nicht mit der naturalistischen. Als die erste in der Reihe der Erzählungen, die Geschichte „Jrungen und Wirrungen“, in der „Voss. Ztg.“ erschien, da war ein Theil der Abonementen perplex. Erstens ein Roman in der „Vossischen“ — erst neuerdings bringt das Blatt fortlaufende Erzählungen, — und dann diese großstädtische Liebeleci zwischen dem armen Mädel und dem „besseren“ Herrn! Jrungen, Wirrungen könnte man füglich als Motto über die meisten dieser Spätromane setzen, von denen „Effi Briest“ als der reifste gilt. Allersmilde Sinne spüren in seelischen Jrungen und Wirrungen nach. Sie haben viel begriffen, also vergeblich sie viel.

Die sozialistischen Ideen der Neuzeit trafen und konnten dem alten Fontane nicht unmittelbar berühren. Wohl aber vermochte er ihr Mäuschen zu fassen und er verstand es, wenn sie bei der dichtenden Jugend mißlingen. Als Hauptmann's „Vor Sonnenaufgang“ unter fürchterlichem Skandal auf der Freien Bühne aufgeführt wurde, war Fontane, der „Preuze“, der einzige unter den Alten, der von der gährenden sozialistischen Grundstimmung des Drama's nicht erschüttert, sondern er erkannte als einer von den Ersten den Dichter in Hauptmann. Er hatte jene Frohnatur des Alters, die mit der Jugend gleichsam ein neues Leben zu leben scheint; er hat sich niemals von der Welt mürrisch abgewandt, und ein heiterer Tod ward ihm nach arbeitsreichem Leben beschieden. Ein Herzschlag rührte ihn. Schmerzlos schied er. —

Alpha.

Kleines Feuilleton.

gk. Wer war Zarathustra? In der „Deutschen Rundschau“ bringt Hermann Oldenberg eine Studie über Zarathustra. Soweit sich die Forschung mit seinem Leben beschäftigt, kann immer nur von neuem festgestellt werden, wie schwankend und haltlos alle überlieferten Angaben darüber sind. Am unsichersten ist die Zeit, in der er gelebt; es scheint aber, als ob ein Ansatz auf etwa 900 oder 800 v. Chr. sich nicht allzu weit von der Wahrheit entferne. Etwas mehr läßt sich schon über den Schauplatz seines Wirkens sagen. Fest steht, daß er kein Perser gewesen ist und seine Lehre nicht in Persien gepredigt hat. Wahrscheinlich ist vielmehr, daß das östliche Iran, etwa die Landschaft Valtra, die Gegend war, in der er vornehmlich gewirkt hat. Dagegen hat sich die Sage des Propheten bemächtigt und sein Leben mit einer Fülle von Wundern ausgegähmelt. Vor seiner Geburt zeigen wunderbare Träume der Mutter die unvergleichliche Größe ihres Sohnes an. Als er geboren wird, weint er nicht wie andere Kinder, sondern er lacht — das altberühmte, auch den antiken Autoren bekannte Lachen Zarathustra's, das nicht erst die Phantasie Nietzsche's hat erschallen lassen. Unter Zeichen und Wundern, in der Einsamkeit auf einem Berge empfängt er von Ormazd die Offenbarung der heiligen Lehre. So bewegen sich denn auch große Theile des Avesta in der Darstellungsform des Gesprächs zwischen dem Gott und dem Propheten: dieser fragt und jener antwortet. Auch der böse Gott naht Zarathustra leidhaftig; im Avesta wird eine Versuchungsgeschichte erzählt. Angra Mainju (Ahriman), der Todbringer, der Dämon der Dämonen, stürzt von den Fernen des Nordens herbei und schießt einen bösen Geist aus, den Propheten zu tödten. Aber vor der Herrlichkeit Zarathustra's und seinem heiligen Wort muß der Geist fliehen. Da redet Angra Mainju selbst zu ihm: „Vernichte nicht meine Schöpfung, heiliger Zarathustra. Du bist des Pourushaspa Sohn, und von Deiner Mutter bin ich angerufen worden. Schwöre dem guten Gesez des Mazda ab. Du sollst die Gnade erlangen, die Vadhaghana, der Herr der Lande (ein böser König der Sage, der tausend Jahre lang die Erde beherrschte) erlangt hat.“ Aber Zarathustra weist den Versucher schroff zurück. In den Sagen erscheint er stets als Priester, der von Wunder zu Wunder schreitet. Ein jüngerer avestischer Text beschreibt ihn „das heilige Feuer besorgend und Hymnen singend“. —

Theater.

Das Thalia-Theater wurde am Mittwoch mit der großen Gesangsposse „Unser lustiges Berlin“ von Söndermann und Bischoff wieder eröffnet. Direktor Hofemann hat in

den Blättern erklärt, die Berliner Posse bedeute das neue Programm des Thalia-Theaters. Wir haben manches schon auf diesem Gebiete erlebt, aber grausamer ist uns noch nicht mitgespielt worden, als mit dem „lustigen Berlin“. Adolf Ernst sah ein, daß es mit der Berliner Posse so nicht recht mehr gehe, wiewohl er es in der Theaterverdummung ziemlich weit gebracht hatte. Nun löste ihn Direktor Hofemann ab und brachte im gutgeschulten Ensemble französische Singspiele und das Volksstück der neuen Wiener Schule. Etwas Werth und Kunstübung steckte wenigstens in all diesen Dingen. Es „zog“ aber nicht. Vielleicht wäre es nun logisch zu denken, wir leiden an theatralischer Hypertrophie, an einem Uebermaß von „Theater“. Statt dessen denkt der Direktor: Zurück in den Taumel der Verdummung. Aber Adolf Ernst hatte Kapital und Schneiderkräfte zur Verfügung und so wurden die tauben Nüsse mit Mäuschgold überlebt. Im „lustigen Berlin“ aber giebt sich die kalauernde Mäuscherei dürrig und arm. Es war ein schweres Leiden, das „lustige Berlin“. Und darum mußte Puffelbach aus Treuenbriezen, der alte gute Provinzial-Onkel, nach Berlin kommen, um sich zu amüsiren. Man sieht, die ewig gleiche Grundidee, und noch immer finden sich Autoren, die sich nicht schämen, das uniforme Thema wiederzukäuen. In welcher „Verneinungsstol“ Puffelbach strandete, weiß ich nicht. Ich hielt's nicht aus. — Auch in die neue Schauspielergesellschaft des Herrn Hofemann kam kein flottes Tempo. Einer Soubrette, dem Fräulein Willy Sandrod, der Schwester von Fräulein Adele Sandrod vom Wiener Burgtheater, ging so viel Reflektantiam voraus; und sie gab eine italienische Sängerin vom „Wintergarten“ mit so vielem holländischen Phlegma, daß man beruhigt aus dem Theater gehen konnte. Die wird den guten Puffelbach aus Treuenbriezen nicht verschüchtern. —

Völkerrunde.

ie. Die ersten genauen Nachrichten über ein Zwergvolk in Hinterlande von Kamerun hat die diesjährige Vulu-Expedition der Schutztruppe gebracht. Ueber diesen völkerrundlichen Fund erhalten die „Allgemeinen Wissenschaftlichen Berichte“ folgende Mittheilung aus Kamerun: Auf Veranlassung des Kommandeurs der Schutztruppe wurden Bemühungen gemacht, einige Exemplare der Zwergvölker aus den Urwäldern Kameruns, von denen bisher noch nichts Genaueres bekannt war, zu erlangen. Durch Vermittelung des Ngumba-Häuptlings Tunga gelang es mit vieler Schwierigkeit, 7 Vertreter dieses räthselhaften Zwergvolkes in das Lager zu schaffen. Die Größe dieser Neger schwankte zwischen 160 und 124 Zentimeter, einzelne von ihnen ließen deutlich eine Vermischung mit anderen Rassen erkennen, die eine Steigerung der Körpergröße zur Folge hat. Ein junges Weib dieses Stammes, der den Namen der Bagelli führt, wurde anthropologisch genau gemessen, da gerade diese Negerin den Charakter des Zwergvolkes noch in voller Reinheit darzustellen schien; dieses Weib, dessen Alter wenigstens sieben bis neunzehn Jahre war, wurde daher auch nach der Größe mitgenommen. Die ganze Höhe dieser Negerin, Manduba mit Namen, beträgt 124 Zentimeter. Die Hautfarbe ist chocoladebraun bis kupferfarbig, nur die Innenfläche der Hände hat eine gelblichweiße Färbung; die Haut fühlt sich sammetartig an. Tätowirungen in der Form von Mandelkernen sind auf der Mitte der Stirn vorhanden. Die Augen sind oval, schräge gestellt und tief liegend, die Regenbogenhaut von sehr dunkelbrauner Farbe mit innerem blauen Rande. Das Haar ist tief schwarz, kleingekraust, dick und weich, die Kopfform ist breit und hoch, das Hinterhaupt flach; die Stirn schräg, breit und gewölbt, die Lippen voll und wulstig, die Lippen dünn und schwächlich, die Füße groß und breit. Ueber die Lebensweise dieses Zwergvolkes weiß man bisher nur folgendes: sie wohnen familienweise beisammen, aber an keinem festen Plage, sondern ziehen umhät im dichten Busch umher, sie sind sehr scheu und vermeiden ängstlich die häufig betretenen Karavanzstraßen. Angeblich sind sie sehr geschickte Jäger und eifrige Gummisammler, bringen aber ihre Waaren niemals selbst zur Küste, sondern verkaufen sie zunächst an andere Stämme, z. B. an die Ngumba, die die Landschaften Zolo, Sobahang, Epoffi, Magoa bewohnen. Lieutenant Morgen sprach in seinem Reiseverke von kleinen gelben Zwergen des Kamerun-Urwaldes, er hatte viel von ihnen gehört, sie aber selbst nie gesehen. Von den anderen Stämmen werden sie „kleine gelbe Buschleute“ genannt. Von besonderem Interesse wird es sein, festzustellen, ob dieses Zwergvolk im Zusammenhang mit den von Stanley erwähnten Nymphen in den Urwäldern des Kongo-Beckens steht. Da der große Urwald, der die ganze westliche Hälfte des Kamerungebietes erfüllt, ohne Zweifel mit dem ungeheuren innerafrikanischen Busch zusammenhängt, so ist diese Annahme wahrscheinlich. —

Geographisches.

—ss— Argentinien früher ein Meer. Der vorliegende der geographischen Abtheilung beim Kongresse der britischen Vereinigung zur Förderung der Wissenschaft, G. Carl Church, hielt einen fesselnden Vortrag über die Verhältnisse des südlichsten Amerika in der jüngsten Vergangenheit der Erdgeschichte. Die bedeutendste Behauptung dieses Geographen ist, daß das ganze Gebiet der argentinischen Ebene, die sogenannten Pampas, vor nicht ferner Zeit, das heißt vielleicht vor einigen zehntausend Jahren, vom Meere bedeckt gewesen sei. Auch im heutigen Staate Bolivia müßten damals ganz andere Verhältnisse als heute bestanden haben. Die Ebene von

Bolivia ist von dem Juge der Anden wird gegenwärtig zum größten Theile nach dem Amazonsenstrom hin entwässert, und nur der südlichste Theil dieses Gebietes entleert seine Wasser zum La Plata-Strome. Das war früher erheblich anders. Als sich auf der argentinischen Ebene noch keine Gräber im Winde wiegten, sondern die Wellen eines Meeres hin und her wogten, floß von Norden her in jenes argentinische Meer ein bedeutender Strom, der die ganze bolivianische Ebene durchzog und von den Gewässern, die von den dortigen Anden herabfloßen, gespeist wurde. Der Madeira, der große Nebenfluß des Amazonsenstromes, der heute alle diese Gewässer aufnimmt, um sie nach der entgegengesetzten Richtung zu führen, war damals ein verhältnismäßig kleiner Strom. Die Verglette des weßlichen Matto Grosso dehnte sich wahrscheinlich bis zu der Gegend aus, wo heute der berühmte Esperanza-Wasserfall die Fluthen des Beni-Flusses dem Madeira zuführt, und diese Verglette verhinderte die Flüsse Boliviens, nach Norden durchzubrechen und zwang sie vielmehr, dem Argentinischen Meere sich zuzuwenden. Die Gerölle aber, die die Vergwässer von den Anden herab brachten, füllten die Ebene von Bolivia in der Gegend, wo heute der Ort Santa Cruz de la Sierra liegt, mit ihren ungeheuren Massen auf, bis sie den Gewässern den Weg nach Süden verperrten. Dann erst bahnten sich letztere nach Nordosten zum Amazonsenstrom ihren Weg. Das große Meer der Pampas aber trocknete allmählig aus, und immer mehr stieg das Land empor, während früher nur die Berge von Cordoba, die heute bis zu 7500 Fuß über das Meer aufragen, eine Gruppe von felsigen Inseln gebildet haben können. Solche durchgreifenden Veränderungen auf der Erdoberfläche haben sich in jenem Gebiete noch zu einer Zeit zugetragen, die der Geologie die jüngste Vergangenheit in der Erdgeschichte nennt. —

Physiologisches.

u. Magenerven und Verdauung. In unserem nervösen Zeitalter machen sich die geschwächten Nerven auch vielfach in Form von Verdauungsstörungen und Magenbeschwerden bemerkbar. Mit den vielen Klagen über nervöse Magenverstimmung schen aber eine Beobachtung unvereinbar, die der Physiologe Schiff machte. Bei einem Thier nämlich, das aller Magenerven beraubt war, zeigte sich dennoch eine ungestörte Verdauung. Danach hätte man meinen können, daß der Magen überhaupt von Nerven unabhängig arbeitet, daß also auch kranke oder schwache Nerven nicht die Verdauung stören können, daß also die nervösen Magenleiden nur in der Phantasie der Leidenden bestehen. Nun erinnerte man sich aber, daß Leute, die am Magentrebs litten, der ganze Magen herausgenommen war, und daß diese Leute dennoch mit leidlich guter Verdauung existirten; durch solche Fälle war nachgewiesen, daß die Magenverdauung überhaupt fehlen darf und dann durch die Darmverdauung ersetzt wird. Zweifelst meinten, daß auch bei der Schiff'schen Beobachtung der feiner Nerven beraubte Magen überhaupt nicht arbeitet und nur die Darmverdauung existirt. Der Schiff'sche Versuch wurde unter Anwendung aller Vorsichtsmaßregeln wiederholt, und es zeigte sich in der That, daß der entnervte Magen in völliger Unthätigkeit verharrt. Damit ist also die Abhängigkeit der Magenthätigkeit von den Nerven nachgewiesen, und die nervöse Magenverstimmung existirt nicht nur thatsächlich, sondern auch wissenschaftlich. —

Aus dem Thierleben.

— Der gemeinsame Herzrhythmus der Kolonie-Mantelthiere ist neuerdings von A. Pizon studirt worden. Bekanntlich gruppiren sich viele Seescheiden-Arten, die sogenannten Sphacelidien, um einen gemeinsamen Mittelpunkt (Sternacelidien) oder um eine Walze (die Feuerwalzen) und haben dann gemeinsamen Blutumlauf in dem die ganze Kolonie umkleidenden cellulosehaltigen Mantel, einen gemeinsamen Ausführungsang u. s. w. Als Pizon solche Kolonien der Traubenscheiden in seinem Laboratorium am Janson-Gymnasium von Saille beobachtete, fiel ihm die besondere Lebenskraft der Herzen auf. Die Zusammenziehungen dieses Organs dauerten lange über den Tod des Einzelthieres hinaus, und blieben, obwohl sich die das abgestorbene Thier mit den lebenden verbindenden Oeffnungen geschlossen hatten, noch lange im gleichen Takte mit den übrigen schlafenden Herzen der Kolonie, als hätte das abgestorbene Herz ebenfalls noch das Blut in die Organe der Peripherie zu treiben und dann von dort zurück zu empfangen. Noch eine geraume Zeit, nachdem die Verwesung begonnen hat, dauert diese Theilnahme am Kolonie-Herzschlag fort. Es heißt hier nicht bloß: Zwei Herzen und ein Schlag, sondern viele Herzen und ein Schlag und noch über den Tod hinaus. — (Prom.)

Bergbau.

k. Ueber die neuer entdeckten Erdöllager am Kaukasus enthalten die soeben erschienenen „Mittheilungen der Geographischen Gesellschaft in Wien“ sehr interessante Ausführungen. Es heißt dort: Ein neues Baku wird wahrscheinlich bald auf der Baku gegenüberliegenden Seite des Kaukasus am Schwarzen Meer entstehen, denn dort sind neue Quellen von Erdöl entdeckt worden. Das neue Petroleumgebiet liegt in der Nähe des Ortes Anaklija an der Mündung des Flusses Ingur in das Schwarze Meer; der Boden gehört dem Prinzen von Mingrelien, während das Recht der Ausbeutung ein Kapitalist aus Moskau erworben hat. Seit Mitte Mai waren zwei Geologen dort mit Untersuchungen beschäftigt und stehen dabei bald auf die mit

Naphtha getränkten Sandschichten, deren Vorhandensein sich dadurch verrieth, daß sich das aus dem Boden dringende Wasser mit einer Schicht von flüssigem Naphtha bedeckte. Die genaue Untersuchung der Lager durch Bohrungen soll alsbald vorgenommen und dann an die Gewinnung des Erdöls gegangen werden. Bonukow meint, daß Anaklija sogar die berühmte Petroleumstadt Baku überflügeln könnte, weil es durch seine Lage am Schwarzen Meer nach allen Seiten hin Schiffsverbindungen besitzt, während Baku durch seine Lage am Kaspischen Binnenmeer von allen weiteren Schiffsverbindungen abgeschnitten ist. —

Technisches.

u. Beseitigung von Cyankali aus der Industrie. Das Cyankali oder blausaure Kali gehört bekanntlich zu den furchtbarsten Giften, namentlich darum, weil seine tödtliche Wirkung, die schon nach geringen Dosen eintritt, sich so schnell zeigt, daß es kaum mehr möglich ist, irgend welche Gegenmittel in Anwendung zu bringen. Um so unangenehmer war es, daß gewisse Industrien bisher auf die Verwendung von Cyankali angewiesen waren. Aus der Photographie zwar ist die Blausäure so gut wie völlig verdrängt, da man gelernt hat, harmlosere Stoffe zu den Zweeken zu verwenden, zu deren Erreichung man früher auf die Blausäure angewiesen war. Aber in vielen Metallindustrien ist auch heute noch die massenhafte Verwendung von Cyankali an der Tagesordnung, so besonders bei den Vorarbeiten zur galvanoplastischen Bearbeitung der Metalle. Da erscheint es nun als ein wahrer Segen, daß sich in jüngster Zeit andere, völlig harmlose Substanzen als geeignet erwiesen, das Cyankali in der galvanoplastischen Metallindustrie zu ersetzen; es ist dies die Milchsäure und deren Salze. Es hat sich gezeigt, daß diese Salze bei Zink, Britannia-Metall, Neusilber, Tombak, Kupfer, Messing, Bronze, also bei den Metallen und Metalllegirungen, die für galvanoplastische Verwendung wesentlich in Frage kommen, die Vorarbeiten mit Cyanalium völlig überflüssig machen. Es ist unter diesen Umständen zu erwarten, daß die theiligten Industrien im eigenen Interesse die Verwendung des Cyanaliums schleunigst aufgeben werden, und daß andererseits die Gesetzgebung die Beseitigung eines so gefährlichen Stoffes, wo die Verwendung nicht mehr nöthig ist, fordern wird. —

Humoristisches.

— Eine feine Firma. Chef (zu dem stellesuchenden Kommiss): „Gehalt gebe ich Ihnen nicht; nur freie Station!“
 Kommiss: „Und zu Weihnachten?“
 Chef: „Da können Sie mir schenken, was Sie wollen!“ —
 — Eine Vergnügungsreise. Der Wind peitscht den Regen klatschend an die Koupee Fenster, der Zug fährt mit einer Verspätung von zwei Stunden, die Mutter zankt mit den Kindern und der Papa, bereits über die Maßen unwirsch, giebt seinem Jüngsten eine Ohrfeige.
 Heulend flüchtet sich derselbe zwischen die Knie eines Mitreisenden.
 „Laß gut sein,“ sagt derselbe, ihn beruhigend, „der Papa hat's nicht so schlimm gemeint, Buberl! Wo fahrt ihr denn hin?“
 Der Kleine (weinerlich): „Wir — wir machen — eine Vergnügungsreise!“ —
 — „Gute ein Herz in der Brust...“ Ausgeplündert (zum Räuber): „Wenn Sie ein Weibchen warten wollen — mein Freund Schulze kommt hier auch gleich vorbei.“ —

Vermischtes vom Tage.

— In Erfurt wird am 1. Oktober eine von der Stadt und dem Staate gemeinschaftlich errichtete Handwerker- und Kunstgewerbe-Schule eröffnet. —
 — Ein 12jähriger Knabe hat sich in Neuhausen (Amt Willingen) erhängt. Er hatte den Religionsunterricht geschwänzt und fürchtete sich vor der angedrohten Strafe. —
 — Eine Feuersbrunst hat in Rasmünster (Oberelsaß) 20 Gebäude in Schutt verwanbelt. —
 — Ein Jäger von Adelsboden (Bern) erlegte in der letzten Woche in 4 1/2 Tagen 7 Gamsböde. —
 — Konkurrenz. Der „Einsiedler Anzeiger“ (Schweiz) beklagt sich darüber, daß der Wallfahrt nach Einsiedeln durch verschiedene Wallfahrtsorte Nord- und Süddeutschlands Konkurrenz gemacht werde. Besonders die Wallfahrt nach Revelar nehme fortwährend an Besuch zu, und suche den ausländischen Pilgerbesuch möglichst von Einsiedeln abzuwenden. Es wird daher als Pflicht jedes Bewohners von Einsiedeln erklärt, das „Interesse der Industrie und Wallfahrt“ zu fördern, und zu diesem Zwecke mit Kirche und Kloster Hand in Hand zu gehen. —
 — Das Petroleumschiff „Stadt Berlin“ ist in Rouen total ausgebrannt. Glücklicherweise war das Schiff, das 2500 Tonnen Petroleum von Philadelphia brachte, schon größtentheils ausgeladen. —
 — Die belgische Südpol-Expedition ist seit vielen Monaten ganz verschollen. Jetzt hat das Postamt in Punta Arenas im Feuerlande alle für Mitglieder dieser Expedition eingegangenen Poststücken als unbestellbar nach Antwerpen zurückgeschendet. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint Sonntag, den 25. September.